

Abend-



Zeitung.

Acht und zwanzigster Jahrgang.

121.

Dienstag, am 8. October 1844.

Verantwortl. Redact: Robert Schmieder in Dresden.

E r m a n n u n g.

Bier Stockwerk hoch in einem Kämmerlein
Sitzt bei der Lampe lebensmattem Schein
Ein Jüngling; Gram durchfurchet ihm die Stirne.
Er hat das Haupt auf seinen Arm gestützt,
Die Lippen zucken und das Auge blüht,
Als brennte still ein Feuer im Gehirne.

Und vor ihm liegen Bücher auf dem Tisch,
Zwei Rosenstöcke duften reich und frisch;
Es ist so still, man hört die Wanduhr picken.
Es rückt schon nah heran die Mitternacht,
Kein Auge sonst so spät im Hause wacht,
Nur Mond und Sterne durch die Fenster blicken.

Noch sieht der Jüngling wie ein Marmorbild,
Von Wangen bleich, von Augen fieberwild,

Als Mitternacht des Städtchens Thurm verkündet.
Da fährt er rasch aus seinem Traum empor,
Es bricht der Schmerz aus seines Herzens Thor,
Als hätt' ein Blitz getroffen und gezündet.

„So sank denn abermals dahin ein Tag,
O Zeit, ich höre deinen Flügelschlag
Wie einen Sturm an mir vorübersausen.
Sind meine Träume nur ein Gaukelspiel?
Zu einem Irrlicht wird des Geistes Ziel:
Ich denke deiner stets mit Furcht und Grausen.

Ich träumte einst von Ehre, Glück und Ruhm,
Von einer Zukunft freiem Ritterthum;
Mein Arm war stark, den heißen Kampf zu wagen.
Es flammte in mir heil'ge Göttergluth,
Wie Cäsar sprang ich tollkühn in die Fluth,
Um meine Adler selbst nach Rom zu tragen.

Ich hob zum Himmel stolz und frei den Blick,
Am Sternendome wollt' ich mein Geschick

Mit goldner Schrift in's Buch der Zeiten malen.
Denn schöner als der Freude Rosenstrauch,
Denn heißer als der Liebe Feuerhauch
Galt mir des Geistes Drang nach Idealen.

Ich trat mit Jugendlust und Manneskraft
In's zauberreiche Land der Wissenschaft
Und sah entzückt den Reichthum an Metallen.
Ich suchte rastlos nach der Weisen Stein,
Ich wallte selig in der Dichtkunst Hain
Und träumte süß beim Lied der Nachtigallen.

Und vor mir lag der Weltgeschichte Buch,
Ich hob der Vorzeit schwarzes Leichentuch
Und sah ein Wechselfpiel von Fluch und Segen.
Ich schwor Tyrannen ewig Haß und Tod,
Ich flehte um der Freiheit Morgenroth
Und nach dem Schwerte griff die Hand verwegen.

Erbarmt denn Gott sich meines Volkes nicht?
Er ging mit Deutschland in ein schwer Gericht,
Und ach, das Drama ist noch nicht zu Ende!
Ist erst der Bettler vor dem Throne frei,
Dann sinke hin, du Banner der Partei;
Wir halten fest an unsrer Volksagende.

(Schluß folgt.)

Die Proletarier.

(Fortsetzung.)

„Ich will Sie nicht mit der Erzählung einer Gefängnißgeschichte langweilen. Nachdem ich hundert Verhöre und Confrontationen überstanden und durch ein Gewebe der abscheulichsten Kreuz- und Querfragen mich glücklich hindurchgewunden hatte, wurde ich aus dem Gefängniß entlassen. Ich war nun wieder frei; doch was sage ich! Man hatte mich unter die strengste polizeiliche Aufsicht gestellt. Ein Gendarm begleitete mich von der Stadtvogtei hierher und miethete für mich die Schlafstelle. Unterwegs schon erfuhr ich, daß

mein Bruder zu mehrjähriger Zuchthausstrafe verurtheilt worden sei. Meine übrigen Leidensgefährten saßen entweder noch im Gefängniß und erwarteten ihr Verdammungsurtheil, oder man hatte sie freigelassen, und sie irrten Arbeit suchend umher. Ueberdies schmerzte mich meine Wunde, die sehr langsam heilte, und so überließ ich mich denn der Wuth und der Verzweiflung, als mein Peiniger sich entfernt hatte und ich mich zum ersten Male wieder unter Menschen befand.“ —

„Aber die Blumen,“ rief ich, „die Blumen?! Wie kam Bertha zu diesen drei Blumentöpfen?“

Cassow sah mich verwundert an.

„Diese feinen Herrn,“ sagte er, „sind neugierig wie alte Jungfern. Man erzählt ihnen von der Philosophie des Magens, und sie bersten vor Neugierde beim Anblick dreier Blumentöpfe.“

Bertha kicherte und nickte mit dem Kopfe.

„Freilich,“ fuhr er fort, „eine Blume in der Dachkammer oder dem Sumpfkeller eines Proletariers ist ein Phänomen, während das feine Gesellschaftsvolk in dem Blumenduft und der Farbenpracht der Blüthen sich berauscht. Für uns ist die Schönheit der Natur und die Freude daran ein Bedürfniß, das wir, wie Alles, entbehren müssen; für Euch ist sie ein Luxusartikel, ein Raffinement, womit Ihr Euch bei passenden Gelegenheiten betäubt und aufregt. Man nennt uns schmutzig und gemein, man spricht uns den Sinn für die Schönheit der Natur, für die Herrlichkeit der Kunst ab. Aber können wir uns freuen über eine Natur, die für uns nicht existirt, können wir für eine Kunst uns begeistern, die uns nichts angeht und die wir nicht gemacht haben? Unsere Kunst besteht darin, trotz Curer Tyrannei freie und vernünftige Menschen zu werden, trotz Cures Bedrückungssystems menschlich zu leben und zu handeln. Doch ich will meine Geschichte vollenden, um Ihre Neugierde zu befriedigen.“

Nachdem ich Bewohner einer Schlafstelle geworden war, gerieth ich in die äußerste Noth. Es fehlte mir an dem Allernothwendigsten. Es war kalt, aber ich hatte weder Kleidung noch Holz; ich fühlte mich elend und schwach, aber ich konnte mich nicht stärken; ich besaß nichts, woran ich mich hätte erquicken können. Ich lief

umher und suchte Arbeit. Ueberall wies man mich zurück: die Aufseher in den Fabriken hießen mich gehen, weil ich ein fauler, unnützer, unzuverlässiger Bursche sei, und die herrschaftlichen Bauaufseher nannten mich einen Verbrecher, einen schlechten Kerl, der im Gefängniß gefessen habe. Nirgends fand ich, was ich suchte: Arbeit, um mich vor dem Hungertode zu schützen. Sogar wenn ich meine Dienste Leuten anbot, die mich nicht kannten und nichts von meiner Einkerkierung wußten, geschah es oft, daß man mit zweifelnden, mißtrauischen Blicken meine Stirnwunde betrachtete, und in meinem Gesicht Mord und Todschlag zu lesen glaubte. Kurz, ich war ein Verworfener, ein Ausgestoßener, der sich nicht einmal beklagen durfte. Mein Glend war unsäglich. Ich war nahe daran, ein Dieb, ein Räuber, ein Bandit zu werden. Hätte diese arme Familie hier, die selbst mit Noth und Glend jeder Art zu kämpfen hat, mich nicht unterstützt, so würde ich jetzt abermals im Gefängniß schmachten, aber diesmal wegen Verbrechen.

Endlich verbesserte sich meine Lage. Bertha's Mutter empfahl mich mehreren jungen Leuten, für welche sie Wäsche besorgte, und bald trottete ich als solider Stiefelpuger und gewandtes, discretés Factotum durch die Stadt. Bald nachher wurde ich sogar als Colporteur bei einer Buchhandlung angestellt, und seitdem ist mir ein neues Leben erblüht. Ich fühlte, daß der Proletarier, um etwas zu sein und zu gelten, seinen Geist bilden, seinen Verstand aufklären müsse. Deshalb las ich fast alle Bücher, die man mir in der Buchhandlung zum Colportiren gab. Ich las im Gehen, im Stehen, beim Essen und Wischen der Stiefeln. Bald saß ich auf einer Bank unter den Linden, und war in die Lectüre einer neuen Brochure vertieft; bald lehnte ich an einem Eckstein der Königsstraße, einen Pack Bücher unter dem Arm, und emsig beschäftigt, ein neues politisches Gedicht zu copiren. Am eifrigsten las ich die Zeitungen. Aber man verbot und unterdrückte gerade diejenigen, die ich am liebsten las; ich vermuthete, weil man wußte, daß sie mir Freude machten. Oftmals wurde auch mein Packet durchsucht, um zu sehen, ob ich nicht verbotene Waare einzuschmuggeln versuchte. Man fand stets loyale, harmlose und unschuldige

Schriften bei mir; den Teufelsdreck hatte ich bei meiner Muhme in der Mezengasse versteckt, und zog ihn erst bei einbrechender Dämmerung aus seinem Versteck hervor, um ihn an den Mann zu bringen.

Ich hatte den Geschmack am Leben wiedergefunden. Ich war sogar heiter und vergnügt, soweit der arme, verachtete Mensch dies sein kann und darf. Eines Abends sagte ich zu mir: Cassowchen, diese armen Leute, bei denen du wohnst, haben dir so viel Liebes und Gutes erzeigt: sie haben dich mit wahrer Menschenliebe und Uneigennützigkeit gehegt und gepflegt, dich mit Nahrung und Kleidung versehen; sie haben dir diesen, freilich etwas zu großköpfigen, Hut geschenkt; sie haben dir zwei Hemden gemacht und genähet, deinotwegen gedarbt und gearbeitet: du mußt ihnen zeigen, daß auch du ein menschliches Herz hast und Menschliches menschlich vergelten kannst. Du willst ihnen ein ganz außerordentliches Vergnügen bereiten: du willst sie in den Henning'schen Wintergarten führen, wo Concert und Blumenverloofung sein wird.

Gedacht, gethan. Ich führte den nächsten Sonntag Bertha und Bertha's Mutter zu Henning. Dort saßen wir fröhlich und glücklich mitten unter dem schwagenden, lachenden Menschen schwarm. Vielleicht genossen wir Drei zum ersten Mal ein Vergnügen, das, so einfach und harmlos es ist, die meisten Menschen sich versagen müssen; ich meine das Vergnügen, unter gut gekleideten Menschen in einem hellerleuchteten Gemache zu sitzen, gute Musik zu hören und fröhliche Gesichter zu sehen. — Ich hatte drei Loose genommen, und gewann jene drei Blumentöpfe. Bertha war mir schon längst nicht mehr gleichgültig; ich schenkte ihr die drei Blumentöpfe, und im Rausch des Vergnügens, von welchen, lustglühenden Tönen umflattert, thaten wir, was alle Welt sehr unanständig und gemein finden wird, — wir küßten uns. Seitdem haben wir die Entdeckung gemacht, daß wir uns lieben."

Cassow schwieg. Ich stotterte verlegen einige Glückwünsche heraus. Ich fühlte, daß ich jetzt eine lächerliche Rolle spielen würde, wenn ich wegen Cassow's Nebenbuhlerschaft mein Benehmen gegen Bertha ändern wollte. Mir blieb, da ich verarmt und durch das Unglück niedergebeugt

war, nur noch der „Assessor“ übrig. Ich gestand mir auch, daß ich allerdings Absichten auf Bertha habe. Das verständige und besonnene Mädchen dem Mann aus dem Volke, der es bewachte und beschützte, zu entreißen, schien mir ein kühnes Wagestück, das mich reizte und zu neuer Thätigkeit aufmunterte. Zwar bedachte ich, daß Cassow mit Bertha's Verlust Alles verlieren würde, was ihn erfreue und tröste; aber was besaß ich denn? War ich nicht ärmer, elender und verlassener, als Cassow, der die Liebe eines Weibes besaß? Für Cassow wollte ich sorgen, sobald sich meine Lebens- und Vermögensverhältnisse geändert haben würden. Es war also keine Noth, daß ich Bertha für mich gewinnen wollte. Im Gegentheil, man kann in keiner mildern Form für Menschen sorgen, als daß man scheinbare Opfer von ihnen fordert und dafür ihr Lebensglück dauernd gründet. Auf diese Weise erniedrigt man sie weder durch Almosengeben zu Sklaven, noch bezahlt man sie alsdann wie Lohndiener, um durch sie die Lüste des Egoismus und die Begierden einer verdorbenen Sinnlichkeit zu befriedigen. Auch zweifelte ich nicht, daß Bertha's Neigung sich mir zuwenden würde, sobald ich nur neben Cassow um ihre Liebe ernstlich mich beworben hätte. Ueberdies waren die Chancen für mich günstiger, denn eine Ehe zwischen Cassow und Bertha war für die nächste Zeit undenkbar, weil ihre beiderseitige Armuth unübersteigliche Hindernisse ihnen in den Weg legte, während bei einem Liebesverhältniß zwischen Bertha und mir immerdar die Ehe als ein süßer Trost aus der Ferne winkte. Und waren meine Gefühle für Bertha nicht berechtigt? Gewiß nicht minder, als die meines Nebenbuhlers. Fortan sollte also für Cassow, für Bertha und für mich gesorgt werden. Als Prämie für diese anstrengenden Versorgungen stellte ich mir die reizende Bertha in Aussicht. —

Bertha's Mutter, welche bald, nachdem Cassow seine Erzählung beendet hatte, eintrat, freuete sich außerordentlich, mich in ihrer Wohnung zu sehen, und versprach, bis zur Ballstunde das nöthige Weißzeug herzustellen, und so kehrte ich denn, die entworfenen Pläne weiter ausspinnend, wieder nach Hause zurück.

Die passende Gelegenheit, den ersten Plan auszuführen, bot

der Ball

dar. Im Ballcostüm promenirte ich durch die Säle und Zimmer des Jagor'schen Locals, und erwartete mit lauernder Ungeduld den Augenblick, wo ich auf eine passende Weise den Geheimrath attackiren konnte. Die Frau Geheimrätthin, ein Weib, das für eine Tugend gilt, in der That aber ein Vulcan ist, der unter dem Schnee und Eis der Brüderie glüht und kocht, hatte mich bereits einen charmanten jungen Mann genannt, der eine jede Dame durch geistreiche und pikante Gespräche zu unterhalten wisse. Endlich sollte ich auch den Geheimrath finden. Er stand allein mit beschaulicher Behäbigkeit am Büffet und rührte in einem Glase Orgeade. So hatte ich es gewünscht. Auf seinem gelben pergamentartigen Actengesicht malte sich deutlich das Gefühl des befriedigten Ehrgeizes und die eigenthümliche Berliner Bonhommie ab, mit welcher der „feine Berliner“ seine selbstgefälligen Witze zu machen pflegt. Ich näherte mich ihm.

„Welch ein Ball, Herr Assessor!“ rief er mir zu. „Wo in aller Welt hat man so viel süperb gantirte Attachés, so viel allerliebste Marquis und Vicomtes, so viel göttlich tanzende Polen und eine so ausgesuchte jeunesse dorée beisammen gesehen? Ich erstaune über mich selbst.“

„Aber dies Alles,“ entgegnete ich, „wird durch die reizende, elegante Damenwelt noch übertroffen. Sehen Sie diese Gräfin von K., die sich geistreich scherzend mit unsrer himmlischen Grisette, dem wunderlieblichen Fräulein von G. unterhält? Bemerken Sie gefälligst die Diamantensaat, von der sie widerstrahlt. Welche Pracht, welche Hoheit, welche Majestät!“

„Ah, und dieses Fräulein von G.“ fuhr der Geheimrath fort, „wie elegisch-romantisch wiegt sich die weiße Feder über ihrem schwarzen, seidnen Haupthaar!“

„Und wie schön, wie reizend bewegt sich heut Ihre Fräulein Tochter,“ fügte ich hinzu. „Wie schwebt sie so leicht und elegant durch den Saal und blendet das Auge durch den blitzenden Glanz des kostbaren Colliers, das sie um den zarten Elfenhals geschlungen hat.“

„Finden Sie es schön und kostbar? Das will ich meinen. Es hat seine sechshundert Thaler gekostet.“

„Auf Ehre, ein großartiger, bewundernswürdiger Luxus! Mit der halben Summe wäre mir heute geholfen!“

„Wie, Ihnen geholfen?“

„Sicherlich, Herr Geheimrath. Ein Avancement steht mir bevor; aber ich habe Schulden, mein Vater hat fallirt, und ich nun, ich werde mir eine Kugel vor den Kopf schießen.“

Der Geheimrath erbleichte. Er rief seine Frau herbei, die in einem schweren Kleid von changirendem Seidenstoff herangerauscht kam.

„Welche Neuigkeit, meine Liebe,“ sagte der Geheimrath. „Sprich Du mit dem Herrn Assessor, liebes Kind. Es greift mich zu sehr an.“

Der Geheimrath trank hastig seine Orgeade und schlich hinweg.

Ich stand der Geheimrätthin gegenüber. Ich stellte ihr meine Lage vor, und schilderte ihr in lebhaften Farben mein Unglück. Wie alle Prüden, wehrte sie sich gegen das unwillkürliche Mitgefühl, von dem sie ergriffen wurde. Dann aber ergriff sie meine glacirte Hand, winkte mit einem bedeutungsvollen Blick, deutete mit einer leichten Handbewegung auf eine junge Dame, und flüsterte mir in's Ohr: „Da ist Fräulein Hedwig, vormalige Ballettänzerin und Favoritin des Grafen von B., der sich ihrer gern entledigen möchte. Sie sind kein übler Mann; sein Sie gescheut, heirathen Sie das Fräulein und lassen Sie es vom Grafen B. dotiren.“

Als ich mich umkehrte, war die Geheimrätthin verschwunden. — In der Verzweiflung, in der größten Noth und in der übelsten Lage ist man bisweilen am liebenswürdigsten. Die Verzweiflung macht interessant, die Noth humoristisch, und die geistige Anstrengung giebt einen geistreichen Anflug. Ich mischte mich unter die Damen, und gefiel allgemein: ich schien so interessant, so absorhirt! Auch Fräulein Hedwig schenkte mir einige Aufmerksamkeit. Wir tanzten, wir sprachen zusammen französisch, wir zählten die tanzenden Paare und die Gardelieutenants. Wir gestanden uns, daß wir uns köstlich amüßert hätten, und als ich die Tänzerin an ihren Wagen begleitete, rief sie mir zu:

„Ah, le beau bal! Vive le carnaval!“

Ich will kurz sein. Wenige Wochen später wurde meine Verlobung mit dem Fräulein gefeiert. Der Graf B. mußte seiner Stellung wegen den Scandal vermeiden. Er bedurfte eines Menschen, der das zerbrochene Spielzeug ruhig aufnahm und einsteckte, und dadurch jede Erinnerung an die frühere illegitime gräßliche Leidenschaft verwischte: er fand einen solchen Menschen an mir, und versprach, nicht undankbar gegen mich zu handeln. Auf der andern Seite ward mir durch eine Verbindung mit Hedwig geholfen: ich bekam mit ihr, wovon ich leben konnte. Und Hedwig? Nun, sie verließ eine schwankende, zweifelhafte und peinliche Stellung, reparirte ihren Ruf und ward frei durch die Ehe. Lieber Gottfried, ich brauche Dir nicht zu sagen, daß ich jetzt ein Ehemann bin; Du wirst dies aus der in diesem Zimmer herrschenden Ordnung errathen haben. Hedwig liebt mich nicht, und ebensowenig fühle ich Liebe für Hedwig. Es ist eine reine *mariage de raison*, bei der man sich sehr wohl befindet. Die Philosophie des Magens, auf meine Verhältnisse angewendet, trägt köstliche Früchte. Meine Bemühungen, Bertha für mich zu gewinnen und Cassow zu entreißen, hat ein glänzender Erfolg gekrönt. Ich habe das Ziel erreicht, dem ich zustrebte, und es bedarf nur noch weniger Worte, um Dir den letzten Verlauf dieser Geschichte mitzutheilen.

Die letzten Mittel,

welche ich anwendete, um zum Ziele zu kommen, gleichen denjenigen fast auf's Haar, deren ich mich bei dieser Angelegenheit und bei allen früheren Plänen bediente: es sind weder radicale noch illusorische Mittel; es sind eben nur Mittel, durch die ich die Sachen möglichst ausgleiche und alle Hindernisse geräuschlos beseitige: es sind diplomatische Mittel. Zufälligkeiten und äußere, nicht berechnete Umstände pflegen überdies die Wirkung meiner Mittel zu beschleunigen, und ich glaube deshalb steif und fest, daß ich zum Glück geboren bin und einst mein Glück machen werde. Ich meine es aufrichtig mit mir und mit Andern: ich mache mein Glück nicht nur für mich, sondern auch für Andere. Und ist dies kein Liberalismus?

Doch zur Sache zurück. Ich besuchte Cassow und Bertha in jeder Woche wenigstens einmal. Da man Geldspenden anzunehmen sich weigerte, so versorgte ich die kleine Familie mit Victualien und dergleichen. Man betrachtete mich bereits als Freund und Rathgeber: man vertrauete mir alle Geheimnisse und fragte mich bei allen wichtigen Angelegenheiten um Rath. Eines Tages erzählte mir Cassow Folgendes:

„Heut Morgen um acht Uhr trottete ich mit meinem Bücherpaket durch die Friedrichsstadt. Unter den Linden beschloß ich zu frühstücken: ich setzte mich deshalb auf eine Bank der Kranzlerschen Conditorei gegenüber und blätterte in einer Brochure. Von ungesähr schlage ich die Augen auf, und sehe einen alten zerlumpten Kerl die Friedrichsstraße heraufkommen. Der alte Kerl schien mir bekannt. Zu meinem großen Erstaunen erkannte ich in ihm den alten Arbeiter mit dem grauen, breitkrämpigen Filzhut und der braunen, fettfleckigen Tuchjacke, der in dem Schrippe-schen Keller die andern Arbeiter aufgereizt hatte. Ich packte schnell meine Bücher zusammen, um ihm entgegen zu eilen, als ich bemerkte, wie der alte Kerl an der Ecke Posto gefaßt hatte, und dort wie eine Katze, die auf den Mäusefang ausgeht, lauerte. Ein anständig gekleideter Herr bog um die Ecke. Der alte Kerl riß seinen Filzhut vom Kopf und hielt ihn mit einer hastigen Armbewegung dem Manne vor die Augen. Zugleich bewegten sich seine Lippen, und ein bitter süßes Lächeln durchzuckte seine Gesichtsmuskeln. Der Herr griff in die Tasche, warf ein Geldstück in den Filzhut, und ging seines Weges. Aber ehe noch der alte Kerl das Geldstück in die Tasche seiner braunen Jacke schieben konnte, stürzte ein Gendarm aus einem benachbarten Tabaksladen hervor und packte den Alten. Dieser suchte die geschlossene Faust, in der er das Geldstück hielt, zu verbergen; es half aber nichts: er mußte die Faust öffnen, ich trat hinzu und sah auf der Handfläche des Alten einen Dreier liegen.“

(Schluß folgt.)

Correspondenz-Nachrichten.

Aus Wien im September.

Als wir uns in Dresden trennten, nahmen Sie mir das Versprechen ab, Ihnen während meines hiesigen Aufenthaltes einige Bemerkungen aus und über Wien zu schreiben, und jetzt, wo ich nach sechs-wöchentlichem Weilen im Begriffe stehe, Oestreichs Kaiserstadt wieder zu verlassen, ist es wohl Zeit, an die Erfüllung meines Versprechens zu denken. Freilich dürfen Sie kein tiefes Eindringen in den Staats- und Volkscharakter erwarten, sondern nur einen schlichten Bericht von dem, was einem Reisenden, der keine Profession vom Zeitungsberichterstaten macht, in die Augen fällt, wenn er sich einige Zeit unter fremden Verhältnissen und Menschen bewegt.

Das Erste, wovon ich mich unangenehm berührt fand, war das Hausiren mit Loosen zu den Güterlotterien, durch welche sich hier alljährlich einige Großhandlungshäuser auf Kosten des Publikums bereichern. — Neben dem verderblichen Zahlenlotto, welches anerkannt das Mark des Volkes ausfaugt, die Moralität der niedern Stände untergräbt, den Aberglauben mächtig befördert, besteht nämlich keine Staatslotterie, welche, von der Regierung verwaltet und garantirt, sich mit einem mäßigen Gewinn begnügt (in Preußen und Sachsen mit zwölf Procent der Einlagegelder); sondern es werden, als Speculation einzelner, begünstigter Handelshäuser, Güter- oder sogenannte Realitäten-Lotterien veranstaltet, die in der That das Unreellste sind, was sich auf dem Gebiete der Lotterie nur denken läßt. Von den ganzen Einlagegeldern gewinnt das Publikum nur die Hälfte zurück, die andere Hälfte steckt das Handlungshaus als guten Profit in die Tasche. Unter diesen Umständen ist es denn auch nöthig, die Spiellust auf alle mögliche Weise anzuspornen, und die Mittel dazu sind riesenmäßige Anschlagzettel, in allen möglichen Farben gedruckt, mit illuminirten Ansichten der zu gewinnenden Realitäten, die in der Regel durch eine romantische Lage sehr anlockend erscheinen; — Gratistoose; mit Lampen beleuchtete Ankündigungen an den Straßenecken, während der letzten Tage vor der Ziehung, und bezahlte Zeitungsartikel, durch die der Mund nach den Gewinnen wässerig gemacht wird. — Es ist wirklich kaum glaublich, daß die Loose zu einer solchen Lotterie Absatz finden, dies wird aber erklärlich, wenn man erfährt, daß das Spiel in fremden Lotterien nicht, wie anderwärts, fiskalisch bestraft wird, sondern eine Criminal-Untersuchung nach sich zieht; — und das Wort criminal scheint sich hier in einen gewaltigen Respect gesetzt zu haben. — Was von diesen Lotterien zu halten sei, geht am deutlichsten daraus hervor, daß

mit den Boosen ein förmlicher Bucherhandel getrieben wird, indem sie um weit geringere Preise, als die im Plane angegebenen, zu haben sind.

Sie wissen, daß die Oestreicher, namentlich aber die Wiener, bei uns in dem Renommé stehen, gewaltige Leckermäuler zu sein, wenigstens rühmen die, welche zu uns hinauskommen, ihre Küche ganz gewaltig. Ich war daher sehr neugierig, diese vielgepriesene Küche selbstschmeckend kennen zu lernen; ich habe die Bekanntschaft gemacht, aber ich bin davon keineswegs erfreut worden, und sehne mich gewaltig nach unserer verschmähten und geschmähten norddeutschen Küche zurück. Braten ohne Saucen, — oder, wie es hier sehr charakteristisch heißt, ohne Saft, — Mehlspeisen, so trocken, daß sie einem in der Kehle stecken bleiben, — ein ewiges Einertei in den Küchenzetteln, — das sind die Delicen der Wiener Gast- und Speisehäuser mittlern und niedern Ranges. In den feinem Hotels wird zwar bedeutend besser gegessen, allein die mitun-

ter so vortrefflichen Bratensaucen wird ein norddeutscher Gaumen auch hier vermissen, und dann sind die Preise dadurch, daß überall à la carte gegessen und Brot, Salat, Senf, Butter und Käse, kurz alle Tafelaccidentien extra bezahlt werden, so theuer, daß jeder Fremde, der nicht wenigstens wohlhabend ist, sich in Wien auf eine, nach norddeutschen Begriffen sehr mittelmäßige Küche angewiesen sieht, die dadurch für manchen Gaumen noch unangenehmer gemacht wird, daß man die Speisen fast durchgängig nicht mit Butter, sondern mit Schmalz kocht. — Kurz, bin ich wieder im Auslande, und es nimmt ein Wiener in meiner Gegenwart die Backen wieder so gewaltig voll zum Lobe der Wiener Küche, wie dies früher oft geschehen ist, so werde ich sicher nicht mehr in so gläubigem Schweigen beharren, wie bisher, sondern eine Stimme lauter Opposition erschallen lassen.

(Fortsetzung folgt.)

Feuilleton.

Nochmals Wunderkinder. Die Gebrüder Helmesberger aus Wien, beiläufig 12 und 13 Jahre alt, haben sich in Frankfurt am Main vor einigen Wochen in einem Concerte als Violinvirtuosen producirt, und Beifall gefunden. Das nimmt uns Wunder, denn eigentlich sind sie schon viel zu alt! Die „Signale“ meinen, sie sollten etwas Besseres thun, nemlich heirathen und zwar die Schwestern Milanollo; dann könnten sie auf Quartettsoirées reisen. — Auch in London producirt sich jetzt am Adelphitheater eine Rivalin des gefeierten, eben genannten Schwesternpaares, die noch dazu einen sehr berühmten Namen, Signora Rossini führt und etwa 12 Jahre alt ist. Nun sind uns zwar Violin spielende Mädchen — Dank sei den Fortschritten unsers Jahrhunderts! — nichts Neues mehr, aber ein Name, ein berühmter Name thut viel: es ist damit grade, wie mit dem Adel so oft. Die Verdienste der Ahnen — oder der Namensvettern — müssen die eigenen ersetzen. Und nun gar ein Name wie Rossini! Es ist ein unberechenbares Glück, so einen Namen zu führen, und das nicht bloß in Deutschland!

Antigone. Die Rococosucht, die Modefrankheit unserer Zeit, inficirt, gleich der einst so gefürchteten Cholera, allmählig aber sicher die gesammte civilisirte Welt. Nun ist auch in Hamburg die Antigone mit ziemlichem Beifalle gegeben, und in Wien wird ihre Darstellung vorbereitet. Daß Paris diesmal hierin Deutschland nachgeahmt, ist bekannt; nun aber ist sie vor Kurzem in einem Berliner Gymnasium originaliter

d. h. in griechischer Sprache mit den Mendelssohn'schen Chören — die müssen griechisch gesungen einen wunderbaren Effect gemacht haben! — mit großem Beifall zur Aufführung gekommen, wie vor längerer Zeit die Captivi des Plautus, und den theatralischen Aufführungen der frühern Klosterschulen scheint somit eine wünschenswerthe Regeneration bevorzustehen. Es ist doch eine schöne Sache um so eine geistreiche Verbindung des classischen Alterthums, des Mittelalters und der Gegenwart! — 18.

Bitter, aber — wahr! E. Frey, in seinem so eben erschienenen Buche: „Bilder aus Welt und Zeit“, das neben mancher schiefen Bemerkung, neben mancher durch gefärbte Gläser aufgefaßten Ansicht, viel „Frisches und Firnes zu Rath und That“ enthält, sagt unter Andern: Politische Huldigungen sind mir unangenehm, politische Apotheosen widerlich, aber das alles ist nichts, und zu ertragen im Vergleich zu den wahrhaft ekelhaften Tänzen so vieler Menschen um ein goldenes, singendes, tanzendes, spielendes oder muscirendes — Künstlerkalb! Jünglinge, werdet Tänzer, Sänger, Schauspieler, Musikanten; Mädchen, werdet schöne Schauspielerinnen, Tänzerinnen, Sängerinnen, Musikantinnen; da geht es hoch her, dem Volke geht's gut, die werden bezahlt bis zum Wahnsinn! Armes Zeitalter, das solche Menschen vergöttert und wie Festochsen mästet, mit Gold, Diamanten, Titeln und Orden; das Menschen vergöttert, an denen in der Regel außer ihrer Kunst nichts ist, gar nichts, kein Kopf,

kein Herz, kein Charakter, kein Wissen. Und wer mit solchen Menschen sogar einen armseligen Pagodendienst treibt, der steht auf der höchsten Stufe menschlicher Selbstentwürdigung und Thorheit. — Auch ich liebe die Kunst, auch ich achte die Künstler, auch ich weise jede plebejische Gesinnung in Bezug auf sie entrüstet zurück, auch ich bewundere die Kunst als Schleifstein einer Unsumme menschlicher Ungeschliffenheiten, allein ich überschätze die Kunst und die Künstler nicht. Zumal gewisse Künstler betrachte ich als leichte freundliche Nürnberger Spielwaare, als duftende Blumen in unserer geruchlosen Alltäglichkeit, als Blumen, die frisch sehr lieblich, aber abgeblüht wegzuwerfen sind. Männer, in deren Hand die Schicksale, das Wohl und Weh von Millionen ruhen, ausgezeichnete Staatsmänner, sind in Bezug auf Einkünfte oft wahrhaft bettelmäßig gehalten im Vergleich zu vielen Künstlern! —

27.

Der neue König Oscar hat in Schweden viel auszubessern. Die ganze Verfassung und Staatsorganisation dort ist so alt und wurmfressig, wie in fast allen europäischen Staaten. Auf dem Reichstage zählt der Adel mehr Mitglieder, als die drei übrigen Stände zusammen; denn es giebt 11 bis 1300 Adelsgeschlechter, und jedes kann einen Repräsentanten hinsenden, so daß z. B. 1828 — 1830 auf dem Reichstage 452 Adlige gegen 57 Priester, 43 Bürger und 119 bäuerliche Volksvertreter da waren. Der Priesterstand hält's aber auch gar zu gern mit dem Adel; denn er zehrt, gleich diesem, vom Marke der Bürger und Bauern. 3000 Geistliche beziehen 3,669,000 Thlr. Banco theils aus Staatskassen, theils von den Gemeinen, und das ganze Staatsbudget beträgt nur 11 Millionen; sie verschlucken also mehr wie ein Biertheil desselben und geben es als wohlverdaute christliche Wahrheiten wieder von sich. Daß der vorige König, Karl Johann, obschon in Frankreich aus dem Volke hervorgegangen, sich doch mit dem schwedischen Adel recht zu befreunden gewußt hat, beweist sein Hofstaat. 1811 gab es 237, 1844 dagegen 477 wichtige Chargen darin. Die Ober-Kammer-Junker waren von 3 auf 14, die Kammerjunker von 34 auf 93, die Hofmarschälle von 11 auf 37, die Kammerherren von 41 auf 179 gestiegen. Ei nun, wofür ist Bürger und Bauer da? „Für seinen König opfert sich das Volk!“ sagt Schillers Johanna. Wer Karl Johann's Politik nach innen und außen kennen lernen will, mag Wiedemanns deutsche Monatschr. März und Aprilh. 1844, besonders das letztere, S. 237 — 261 nachlesen.

2.

Der russische Bauernstand, an Zahl 45 Millionen Seelen, zerfällt in Kronbauern und herrschaftliche. Die Kronbauern stehen seit dem 1. Januar 1838 unter dem besonderen Ministerium der Krongüterverwaltung. Sie sollen jährlich für jede männliche Seele 15 Rubel zahlen, die Habsucht der Beamten steigert jedoch diese Summe bis zu 30 und 35 Rubeln. Außer dieser Personalsteuer sind sie gehalten zu Frohndiensten beim Straßenbau und bei Staatsbauten und müssen für die Fortschaffung und Pflege der Truppen sorgen, die dafür ausgestellten Empfangscheine werden aber nie ausgezahlt. Uebrigens sind sie Herren ihrer Zeit und erhalten Erlaubniß in die Städte zu gehen, um Dienste zu suchen. — Die herrschaftlichen Bauern, an Zahl 23 Millionen, sind trotz schützenden Ukasen der Willkür ihrer Eigenthümer ganz bloß gegeben. Sie zahlen der Krone jährlich 8 Rubel, arbeiten 3 Tage in der Woche für ihre Herren und die übrigen 3 für sich, müssen das Gesinde liefern und hunderterlei Frohnen verrichten, ja, bleiben stets in Leibeigenschaft, wenn sie auch durch Talent und Glück Millionen erworben hätten, denn es figelt die Eitelkeit des russischen Adels, solche Leute ihre Sklaven zu nennen. Bei diesem Verhältnisse ist die Anhänglichkeit der Leibeigenen an ihre Herren, wenn sie je bestand, völlig verschwunden, alle sehnen sich nach den Rechten der Kronbauern — vor der Hand das höchste Ziel des Mugik.

7.

Ein Trauerspiel der Zukunft ist ein Brief aus Paris in einem Sonntagsblatte der Waserzeitung überschrieben. Die italienischen Insurgenten schifften sich, heißt es darin, am 29. März 1831 nach dem Falle Anconas größtentheils nach Frankreich ein, wurden aber durch eine österreichische Brigantine aufgebracht und nach Venedig geführt. Der Capitain derselben ward von den geheimen Gesellschaften in die Acht erklärt und ihm fürchterliche Rache geschworen — es war der jetzige Admiral Bandiera. Gewandte Emissaire drängten sich an seine Söhne, 1840, als die österreichische Flotte vor St. Jean d'Acree lag, fanden die ersten Berührungen statt; bald standen die Brüder Attilio und Emilio an der Spitze der Verschwörung, deren Ausgang Jeder mann kennt. Sie starben für dieselbe Sache, die ihr Vater bekämpft hatte.

21.

Hübcher Vergleich. In einem Concertberichte der „Europa“ aus Badens Sommerfaison sagt Lewald, daß ihm die Weisen des Violoncells klingen, als ob sich Lenau'sche Gedichte ganz in Musik auflösen.

26.

J. S.

Druck von Carl Rammig
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung
in Dresden und Leipzig.